



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

B., J.: Aus Prag.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## M u s P r a g.

Der Kaiser ist nun in Prag — und gedenkt in den Räumen des Gradschiner Schlosses nach den gewaltigen Gemüthserschütterungen des März, Mai und October in stiller Abgeschiedenheit die Ruhe des Privatlebens zu genießen. Als man ihn nach den Stürmen des 15. Mai im Triumph in jene Burg führen wollte, da schlug er das loyale Anerbieten der Tschechen aus — und wählte Innsbruck zu seinem Sige. Jetzt aber hat er das Schloß des Gradschins nicht als eine Residenz, sondern als ein Asyl bezogen; er hat gefunden, daß es sich hier besser ausruhen, als regieren lasse. — Die Abdankung des Kaisers ist ein gelegener Stoff für publicistische Grübeleien; aber wozu soll man ihr ohne Noth Raum gönnen? Wenn die Welt in eine neue Phase tritt, so geräth gar häufig der Hausgott in einen Widerspruch mit dem Weltgeist; bedenklich ist es aber, wenn gerade das regierende Haus der Schauplatz dieses Conflicts wird, und die Penaten, vor denen der Fürst seine Privatandacht verrichtet, nichts gemein haben mit den Göttern, deren Cultus an der Zeit ist. Dann bleibt dem Fürsten nichts anderes übrig, als mit den Hausgöttern, von denen er nicht lassen will, ins Privatleben zu flüchten und die Welt, die er nicht mehr versteht, einem Andern zu überlassen. So that auch Ferdinand — und lieferte hiermit das zweite Beispiel der Abdankung in der Habsburgischen Regentengeschichte. Sein Ahn, Karl V., legte die Krone nieder, weil er jene Welt, die bei seinem Regierungsantritt als ein Reich, in dem die Sonne nicht untergeht, glänzend vor ihm aufgeschlossen lag, zuletzt nur in der Innerlichkeit des Klosterlebens, in der Tiefe des beschaulichen Gemüthes finden konnte. Das katholische Universalreich, die dogmatische Zwangsherrschaft, die nicht nur den Geist des Deutschen und des Spaniers knechtete, sondern auch den Naturwuchs des amerikanischen Wilden unter ihr Joch beugte, hörte allmählig auf, „ein Reich von dieser Welt“ zu sein — und dem Kaiser blieb nichts anderes übrig, als jener Idee, der er als Fürst gelebt, als Mönch zu sterben. Karl V. wurde auf dem deutschen Kaiserthron durch das scharfe Licht der Reformation auf unangenehme Weise überrascht, und konnte sich von dem Augenschmerz, der ihn auf den Höhen des Thrones befiel, nur in dem Halbdunkel einer Klosterzelle erholen. Kaiser Ferdinand wurde aus der Ruhe des Regierens durch die bacchantisch geschwungene Fackel der Revolution aufgeschreckt, welche durch ihren grellen Schein dasjenige, was sie beleuchtet, zugleich auch ver-

zerrt — und die Wunde, die sein Herz auf dem Throne erhielt, kann nur in der Einsamkeit allmählig wieder heilen. Er mußte aufs Tiefste verletzt sein durch den revolutionären Ungestüm des Volkes, weil er sich dessen in innerster Seele bewußt war, daß er nicht muthwillig durch seine Regierung jenen Sturm heraufbeschworen habe, und doch nicht recht begreifen konnte, daß der Zorn des Volkes nicht ihm, sondern der Regierungsform des habsburgischen Staates überhaupt gegolten. Es war aber an der Zeit, das schrankenlose, absolute Regiment zu brechen, welches nur einem primitiven Weltalter, das in seiner Unschuld noch keine Rechenenschaft fordert, in der würdigen Form der patriarchalischen Regierung erscheinen kann, aber in dem Zeitalter der Reflexion als ein unwürdiger, aufgedrungener Zwangszustand zum Zerrbild des Polizeistaates herabsinken muß. Denn so wie in Karl's V. Reich der religiöse Absolutismus, weil der Zeit die Naivetät des Glaubens abzugehen anfang, als eine unsittliche Zwangsgewalt durch die äußern Schrecken der Inquisition gegen die geistige Macht der Kritik sich wehrte: ebenso konnte unter Ferdinand I. der politische Absolutismus wegen seines Widerspruches mit dem ideellen Gehalte der Zeit nur durch das Institut Sedlnitzky's ein gemachtes, künstliches Leben fristen. Kaiser Ferdinand besaß aber für seine Person die ganze Naivetät der patriarchalischen Vaterliebe, wenn auch seine Völker aus der Naivetät des kindlichen Vertrauens längst herausgewachsen waren, und mußte daher durch den Skepticismus seiner „Kinder“ bitter gekränkt werden. Er ertrug es nicht, in der berechneten Stellung, in der kalten Fremdheit eines constitutionellen Fürsten seinen Völkern gegenüber zu stehen, und so dankte er ab. Und wohin wendete sich der in das Privatleben zurückkehrende Fürst? Nach Böhmen; denn dies ist das Land, wo die Loyalitätsadressen blühen! Er hätte eigentlich nach Tirol gehen sollen. Dort hätte ihn das Volk jubelnd begrüßt, weil es die Penaten des kaiserlichen Hauses seit jeher zum Gegenstand seines Nationalcultus gemacht hat, und über die patriarchalische Auffassung des Staatslebens noch nicht hinausgekommen ist. Die kindliche Begeisterung der Tiroler für ihren Monarchen, diese Naivetät, die sich in Andreas Hofer bis zum Heroismus gesteigert hat, würde so gut zu dem väterlichen Sinne Ferdinand's gestimmt haben. Die Czechen aber, die sich in die Naivetät ihrer Ergebenheitsadressen erst hineinreflectiren müssen, haben stets demokratische Wünsche auf ihrer Lippe gehabt, wenn sie den Purpur des Kaisers küßend zum Munde führten. Sie haben immer nur nach reiflicher Ueberlegung ihre Begeisterung für den Monarchen an den Tag gelegt; darum hat auch ihr Enthusiasmus bisher nur ihrem Verstande, aber nicht ihrem Herzen zur Ehre gereicht. Auch diesmal überlegten sie — und fanden die Begeisterung nach der Abdication für überflüssig. Sie haben aber aus der Abdankung des Kaisers eine rührende Geschichte mit angehängter Moral gemacht; und da die letztere in einer Nummer der slavischen Centralblätter gedruckt vor

mir liegt, so will ich sie Ihnen mit einigen nothwendigen stylistischen Aenderungen hier mittheilen. Sie lautet folgendermaßen: „Wenn die Octoberpartei ihre phantastische Republik proclamirt, und zum Präsidenten derselben Fischhof, Goldmarl oder Böhner ernannt hätte, so würde ihm vielleicht dasselbe Volk zugejauchzt haben, welches am 15. März seinen Kaiser „Ferdinand den Gütigen“ im Jubelrausch durch die Straßen Wiens geleitete. Nun aber verließ, von dem Undanke der deutschthümelnden Octoberhelden fortgetrieben, Ferdinand für immer die Burg seiner Väter. Wird nun Wien, die Residenzstadt, wird die verblendete, irgeleitete Masse endlich einmal die Augen öffnen? Wird sie noch ferner der Oestreich zertrümmernden Frankfurter Partei trauen? Sollte aber auch Wien bei Ferdinand's Regierungsabtritt keine Thräne warmer Theilnahme haben — so wird doch Prag und werden die Slaven mit den lautesten Segenswünschen den gütigen Ferdinand in sein stilles Privatleben geleiten — und das Andenken an seine Regierung treu und dankbar bewahren!“ —

Vielleicht würden die Czechen der Person des Kaisers noch mehr Aufmerksamkeit schenken, wenn diese nicht nach andern Seiten hin gar vielfach in Anspruch genommen würde. Einen sehr unangenehmen Eindruck hat die Nachricht hervorgebracht, daß am 6. December jene Soldaten, welche bei den Juniereignissen in Prag sich hervorgethan hatten, zugleich mit denjenigen, welche sich bei den Octoberkämpfen in Wien auszeichneten, von dem Feldmarschall mit kriegerischen Belohnungen theilhaftig wurden; und im Bürgerschaftsausschusse wurde sogar der Antrag gestellt, gegen eine solche Beleidigung der Nation Protest einzulegen. Ebenso ist es für das nationale Bewußtsein der Czechen sehr verlegend, wenn fortwährend nur von dem österreichischen Heere gesprochen wird, dessen Tapferkeit allein und einzig der Idee eines österreichischen Gesamtvaterlandes Nachdruck und lebendige Bedeutung gegeben habe, ohne daß insbesondere der Slaven Erwähnung geschehe, die theils zur rechten Zeit unter der Anführung des „ritterlichen“ Jellachich gegen Wien zogen, theils unter Palach's Führung in dem rechten Moment den Rückzug aus dem Wiener Reichstage antraten. Dagegen werden wieder zwei Triumphe, welche das Slaventhum in der letzten Zeit errungen hat, festlich in Prag nachgefeiert: nämlich die Einberufung des kroatischen (?) Barons Kullmer ins Ministerium und die Bestätigung der serbischen Woivodschafft. Durch das Erstere ist die Vereinigung der südslavischen Länder mit den am Reichstage vertretenen Provinzen so gut als officiell ausgesprochen; und die slovenská lipa hat auch ihrerseits beschlossen, an die unlängst gegründete „slavische Linde“ von Ugram und einen ähnlichen Verein in Karlowitz Aufforderungen ergeben zu lassen, daß sie die baldige Beschickung des Reichstages in den südslavischen Ländern veranlassen mögen. Aus der Erledigung der serbischen Frage sehen wir aber, daß die jetzige Politik der Regierung den Südslaven gegenüber eben so wenig Festigkeit und

würdige Haltung an den Tag legt, als sie es in den Märztagen den Magyaren gegenüber gethan; vielmehr wiederholt sich jetzt die magyarische Farce auf südslavischem Boden. Auch das Ministerium Schwarzenberg-Stadion kennt nach dieser Seite hin keine andere Politik, als die der Verlegenheit, welche sich allein durch den Drang der faktischen Umstände bestimmen läßt, ohne sich davon Rechenschaft zu geben, ob sie sich selber treu bleiben, und die Consequenzen ihrer Zugeständnisse einhalten könne. Man hat bisher die serbische Frage, die schon seit dem Slavencongresse in Anregung gebracht wurde, mit unverzeihlichem Leichtsinne bei Seite geschoben — und am Ende hat man sie in einem Zeitpunkte erledigt, wo nichts als das passive, widerstandslose Nachgeben erübrigte. Die Adressen des Patriarchen Rajachich und des Nationalcomité's von Karlowitz erklärten ja unumwunden, daß die Serben, wenn die Regierung ihre Forderungen nicht ohne Rückhalt befriedigen sollte mit den Ungarn Frieden zu schließen, und diesen den Kampf gegen Oestreich erleichtern würden. Was blieb unter solchen Umständen anderes übrig, als den Serben ein längst vergessenes, aber neuerdings geltend gemachtes Privilegium zu bestätigen, und dadurch der vernünftigen Umgestaltung Oestreichs ein neues Hinderniß in den Weg zu stellen. Auf diese Weise wird, während man die für Oestreich so verderbliche Ausnahmstellung der Magyaren in Ungarn bekämpft, eine neue und ähnliche in dem slavischen Süden geschaffen. Die Serben führen als die Rechtsgrundlage ihrer Forderung einen Gnadenbrief des Kaisers Leopold I. an, worin ihnen die Befugniß „*patriarchae et voivodae libere eligendi*“ ausdrücklich zugestanden wird. Die serbische Woivodina enthält aber einen Flächenraum von 900 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 2 Millionen, die nur zu einem Dritttheil aus Serben, und übrigens aus einem Gemisch von Deutschen, Kroaten, Slavenen und Magyaren besteht. Es fragt sich nun, wie sich der Woivode Sulpicac, der schon längst *de facto* gewählt, und jetzt auch von der Regierung bestätigt worden ist, sein Verhältniß zur östreichischen Centralgewalt denkt. Vielleicht hat er sich und seine „serbische Heldennation“, die in dem Kampfe gegen Ungarn zu dem vollen Bewußtsein ihrer Kraft gelangt ist, schon längst an den Gedanken gewöhnt, die östreichische Oberherrlichkeit als eine bloße Schutzherrschaft aufzufassen. —

Ich glaube, Ihnen über diese und ähnliche Verhältnisse, wie über die Stellung der Tschechen zu der übrigen Slavenwelt in kurzer Zeit wichtige und interessante Mittheilungen machen zu können. Denn die slavische Contrerevolution die der Unverstand der Wiener Demokraten heraufbeschworen hat, ist noch lange nicht zu Ende. Auf unserem Boden ist sie eigentlich nur eine energische Fortsetzung des alten Kampfes gegen die Germanisirung. Einmal war Metternich, das andermal Löhner und Consorten die Träger dieser Tyrannei. Die Demokratie wollte in Metternich'scher Form — d. i. nach einem streng durchgeführten Centralisations-

system — von Wien aus über Oestreich herrschen, und in deutscher Sprache ihre utopischen Dekrete erlassen. Dieser neuen Proteusgestalt des verhassten Deutschthums stellten nun die Slaven die ganze naturwüchsigte Kraft ihrer Nationalität entgegen. Sie wollten sich ein für allemal durch keine deutschen Dekrete beherrschen lassen, mochten nun diese demokratisch oder absolutistisch sein, von Metternich oder dem Wohlfahrtsauschuß einer Wiener Republik erlassen werden. Darum scharten sie sich in den Octobertagen um den Thron, weil die Wiener Demokraten, die man als Feinde des monarchischen Princips bekämpfte, auch Feinde des Slaventhums waren. Nur muß man hierbei den Unterschied zwischen den Czechen und Südslaven wohl ins Auge fassen. Die Letztern führen als Feinde der Magyaren und Deutschen nur einen Befreiungskrieg; sind aber sonst in ihren demokratischen Bedürfnissen sehr genügsam. Sie sind bei ihren kriegerischen Unternehmungen von dem negativen Wunsche, die Magyarenherrschaft abzuschütteln, ausgegangen — und wenn ihnen dies gelungen, unterwerfen sie sich ohne Widerspruch ihren Häuptlingen und Boiwoden. Sie konnten daher auch unter den Befehlen kaiserlicher Generale ohne Bedenken die beiderseitigen Interessen der Krone und ihrer Nationalität gegen Wien auskämpfen; denn sie haben keine weitem Interessen, die dabei Gefahr laufen möchten. Bei den Czechen dagegen war es ein Wagniß, daß sie sich jener Macht unbedingt anvertrauten, durch welche sie selbst in den Pfingsttagen zu Paaren getrieben wurden. Denn sie sind auch Demokraten, wollen aber bei Leibe nicht deutsche Demokraten sein, und müssen daher ihrer Nationalität zu Liebe die demokratischen Ansprüche beschränken. Gerade die Gefühlsseite ihrer Politik ist es also, welche zwar einerseits in der rohen Form von Spottliedern, Nationaltrachten u. s. w. sich äußert, aber andererseits auch ihre demokratischen Tendenzen auf das gehörige Maß zurückführt. Dagegen droht die nationale Erhebung der Kroaten dem Princip der Freiheit eben so ernstlich Gefahr, wie die Demokratie der Wiener Aula in der Willkür ihres vagen Idealismus die reale Existenz der Nationalitäten gefährdete. J. B.

**IS** Mit dem ersten Januar 1849 beginnt der VIII. Jahrgang der Grenzboten. Da wir dieselben nur auf festes Verlangen abgeben, so ersuchen wir die Bestellungen vor dem Anfang des Jahres einzusenden, damit die Stärke der Auflage danach bestimmt werden kann.

Man pränumerirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern. Der jährliche Pränumerationspreis ist 10 Thlr. oder 15 Fl. C.:M.

Die Verlagshandlung.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteurs: Gustav Freytag und Julian Schmidt.  
Druck von Friedrich Andra.